

# Lösungsorientierte Familiengespräche im Schulheim

von Kaspar Baeschlin, Marianne Baeschlin, Mathias Wehrli  
publiziert in "Sozialpädagogik 2/96"

**Zusammenfassung** Im Bereich der Heimerziehung begegnete man den Eltern lange Zeit äusserst kritisch und sah die Kinder häufig als Opfer schlechter und inkompetenter Mütter (und Väter). Man versuchte die Probleme zu lösen, indem man die Eltern aufforderte, sich von Sozialarbeitern beraten zu lassen. Viele Eltern gingen widerwillig auf diese Forderungen ein, und man schrieb ihnen Attribute wie unmotiviert und therapieunwillig zu. Mit dieser Haltung erzeugten die Sozialarbeiter noch mehr Schwierigkeiten, weil sich die Eltern ihrer Inkompetenz immer mehr bewusst wurden. Unsere Erfahrung in der Arbeit mit dem lösungsorientierten Denken und Handeln zeigt uns, dass es einem Jugendlichen am meisten nützt, wenn man die Familie, in der er lebt oder in die er nach Abschluss der Plazierung zurückkehrt, in ihrer schon vorhandenen Kompetenz stärkt und unterstützt. Wir glauben, dass wir am meisten helfen, wenn wir die bestehenden Bindungen zwischen Eltern und Kinder stärken und die Eltern unterstützen, sich kompetent zu verhalten. In der vorliegenden Arbeit versuchen wir, diese neue Haltung zu erklären und verständlich zu machen, wie sie in der Praxis umgesetzt werden kann.

## 1. Worum es uns geht

Die Fremdplazierung eines Kindes ist für die Eltern ein schwerwiegendes Ereignis, das ihr Vertrauen in ihre erzieherische Kompetenz erschüttert. Auch wenn es den professionellen Helfern gelingt, ihnen ohne Vorwurfshaltung gegenüberzutreten, fragen sie sich, was sie falsch gemacht haben, dass sie der Erziehung ihres Kindes nicht mehr gewachsen sind und Hilfe beanspruchen müssen. Es entsteht à priori ein Gefälle zwischen den professionellen Erziehern und den Eltern, was sich bei den Eltern in Form eines Minderwertigkeitsgefühls äussern kann. Dieser Tatsache ist Rechnung zu tragen. Wir wollen die Eltern als Partner sehen im gemeinsamen Bemühen um die Erziehung des Kindes. Aus diesem Grund ist es unumgänglich, die Kooperation mit den Eltern bewusst zu gestalten. Dies gilt auch dann, wenn die Eltern nur wenig beitragen können. Diese neue Haltung ist hilfreicher als die gewohnte, die das Gefälle zwischen dem Experten und dem Unwissenden immer wieder konstellierte.

Im Folgenden wollen wir die lösungsorientierte Haltung und Gesprächskultur des Pädagogen beschreiben, die hilft, die Minderwertigkeitsgefühle der Eltern abzubauen und viel dazu beiträgt, Eltern und Erzieher zu gleichwertigen Partnern werden zu lassen.

## **2. Grundlagen der lösungsorientierten Gesprächsführung**

Über die Übertragung des lösungsorientierten Therapiemodells, wie es am Brief Family Therapy Center (BFTC) in Milwaukee praktiziert wird, auf die pädagogische Alltagsarbeit im Schulheim haben wir früher berichtet (1). Wir wollen an dieser Stelle nur die Grundlagen des Modells nochmals kurz darstellen:

Das lösungsorientierte Modell wurde von Steve de Shazer und Insoo Kim Berg am BFTC in Milwaukee entwickelt.(2) Es basiert auf den Ideen, die der systemischen Therapie zu Grunde liegen, schlägt aber andere Wege ein. Der Hauptunterschied besteht in der Auffassung von Änderung. Während man in der Familientherapie davon ausgeht, dass die Familie alles versucht, ihre homöostatische Balance und ihre Grenzen zu erhalten, arbeitet das lösungsorientierte Modell mit der Annahme, dass Veränderungen unumgänglich sind und sich fortwährend ereignen. Wenn wir lösungsorientiert denken und handeln, interessieren wir uns für jene Momente, in denen das Problem nicht auftritt. Sie sind der Schlüssel zu Problemlösungen, auch wenn diese klein und unscheinbar sind. Wir versuchen diese Momente zu vermehren statt neue Situationen zu kreieren, die noch nie existiert haben. Lösungsorientierte Pädagogen haben erfahren, dass es für den Klienten einfacher und lohnender ist, erfolgsversprechenden Alltagssituationen zu vermehren, als zu versuchen, problematisches Verhalten aufzugeben. Darum interessieren sie sich für alles, was der Klient gern und gut macht. Es ist für unsere Schüler und ihre Eltern einfacher, bereits vorhandene, erfolgreiche Verhaltensmuster zu wiederholen, statt symptomatisches oder problematisches Verhalten aufzugeben oder zu verändern. Es macht einen grossen Unterschied, ob sich der Sozialpädagoge im Familiengespräch darum bemüht, das Kind, wenn es zu Hause ist, vor dem gewalttätigen Vater zu schützen oder ob er sich für einen sicheren Aufenthalt einsetzt. Da es Zeiten gab, wo die Eltern die Sicherheit des Kindes bereits gewährleistet haben, nimmt er diese Fähigkeiten als Ressourcen auf und baut damit Lösungen. Auf diesem unkomplizierten Weg kooperieren Eltern besser, weil es ihr Weg ist und nicht der des Fachmanns.

## **3. Die neue Haltung, die unser Umdenken erfordert.**

Während früher die Kinder und Jugendlichen in möglichst weit weg gelegene Heime plaziert wurden, um sie vom krankmachenden Umgang mit den Eltern abzuschirmen, haben wir heute eine komplett andere Sicht über den Sinn des stationären Aufenthaltes. Die moderne Heimerziehung versteht sich als Unterstützung des Kindes und der Eltern in einer schwierigen Phase der Entwicklung. Weil es die Situation erfordert und man der Ansicht ist, dass dem Kind momentan im Heim besser geholfen werden kann, entschliessen sich Eltern (eingeschlossen allenfalls die Vormundschaftsbehörde) zur vorübergehenden Plazierung. Sie soll solange dauern, bis neue Verhaltensweisen gefestigt sind, und der Jugendliche und seine Familie soviel Kompetenz erworben

haben, dass sie glauben, mit den Herausforderungen des Erziehungsalltags allein zurechtzukommen. Mit diesem anderen Berufsverständnis hat sich auch unsere Haltung verändert. Wir sind nicht mehr die Experten, die an Stelle der Eltern die Erziehung des Kindes übernehmen, weil diese versagt haben, sondern wir bekommen von den Eltern und Fürsorgebehörden einen zeitlich beschränkten Auftrag, ihnen zu helfen, mehr Erziehungskompetenz zu erlangen. Aus dieser Haltung heraus verändert sich unser Auftreten gegenüber den Eltern, wir wirken weniger arrogant, weil wir aus innerer Überzeugung ohne Vorwürfe mit den Eltern kooperieren wollen. Diese Haltung entstammt nicht zuletzt unserer Einsicht, dass die Eltern durch niemanden ersetzt werden können, und der Tatsache, dass sogar schwer misshandelte und vernachlässigte Kinder zu ihren Eltern zurückkehren wollen. Dass dieses Umdenken für Sozialpädagogen und Lehrer, die mit dem defizitorientierten Denken aufgewachsen sind und mit der „Ich weiss, was für dich gut ist“ Haltung gearbeitet haben eine grosse berufliche Herausforderung darstellt und viel Bewusstheit und Üben erfordert, möchten wir erwähnt haben. Wir werden in einer späteren Arbeit auf diesen Punkt zurückkommen.

### **3.1. Lösungsorientiertes Verhalten bei der Aufnahme**

Es ist unsere Überzeugung und Erfahrung, dass eine der wichtigsten Voraussetzungen für den Erfolg unserer pädagogischen Bemühungen mit dem Jugendlichen das positive und vertrauensvolle Klima unserer Beziehungen zu den Eltern ist. Die Schaffung dieses **Klimas der Zusammenarbeit** ist in erster Linie unsere Aufgabe, und sie beginnt bei der ersten Begegnung. Wir sind der Meinung, dass dieses erste Gespräch von ganz entscheidender Bedeutung ist und von den Personen geführt werden muss, die später für den Jugendlichen verantwortlich sind.

In der Werkschule Grundhof finden zuerst 1-2 Aufnahmegespräche mit den Eltern, Betreuern und dem Jugendlichen statt. Nach dem Studium der Akten, nach Rücksprache mit den Behörden, und wenn die Eltern und der Jugendliche an einer Platzierung interessiert sind, reservieren wir den Platz und der Jugendliche kommt in eine Schnupperwoche zu uns. Er lernt das Grundhofleben kennen, und am Schluss dieser Woche findet das eigentliche Aufnahmegespräch statt.

Dieses erste Treffen setzt den Masstab für die weitere Arbeit. Wenn der Jugendliche und die Eltern spüren, dass man an ihnen interessiert ist und mit ihnen arbeiten will, wächst die Bereitschaft zur Kooperation und Veränderung. Mit freundlichen und anerkennenden Worten schaffen wir eine aufbauende Atmosphäre. Wir versuchen, uns in die Situation der Eltern zu versetzen und zu erspüren, wie schwierig es für sie ist, Unterstützung anzunehmen. Wir fragen viel, sehen die Eltern als Experten bezüglich ihrer Probleme mit ihrem Kind und vermeiden, ihnen zu erklären, worin das Problem besteht. Wir fragen, was von uns erwartet wird und was geschehen muss, damit der Heimaufenthalt als erfolgreich bezeichnet und beendet werden kann. Diese Zielformulierungen, denen alle Beteiligten zustimmen müssen, legen wir meist schriftlich fest, sie geben uns den Rahmen für die Erziehungsplanung.

## Fallbeispiel 1

Alfredo wurde uns durch den Kinder- und Jugendpsychiatrischen Dienst angemeldet. Er war 16-jährig, am Ende der Schulzeit aber in keiner Weise berufsreif. Sein Problem lag darin, dass er, sobald er unter Druck geriet, mit starken Depressionen reagierte und tagelang nicht mehr aufstand. Die Eltern stammten aus Südspanien und waren seit rund 10 Jahren in der Schweiz. Alfredo war im letzten Schuljahr, besuchte die Schule aber nur unregelmässig. Er wurde von einem Psychiater und Sozialarbeiter ambulant betreut. Sie waren aber recht hilflos, weil mit dem Jugendlichen und den Eltern kein regelmässiger Kontakt aufrechterhalten werden konnte. Aus diesem Grund rieten sie den Eltern zu einem stationären Aufenthalt, damit der Jugendliche beobachtet und regelmässig geschult werden und allenfalls medikamentös therapiert werden könnte. Beim ersten Aufnahmegespräch war der Jugendliche nicht anwesend, er war kurz vorher von zu Hause weggelaufen. Der Sozialarbeiter erklärte uns, dass es für eine aus Südspanien stammende stolze Familie eine Schande sei, ihre Kinder in ein Heim zu geben. Er kannte die Eltern recht gut und wusste, dass sie sehr besorgt waren um ihren Sohn und darunter litten, dass er wegen seiner Krankheit keine Berufslehre beginnen konnte.

Diese echte Sorge um das Kind und der Stolz, selber für ihn sorgen zu wollen, waren Ressourcen, die wir nutzen mussten. Es war den Fachleuten ganz klar, dass Alfredo stationär betreut werden musste, es ging darum, die Eltern zu überzeugen, und sie dazu zu bringen, mit uns zu kooperieren.

Wir zeigten ihnen unser Schulheim und fragten sie, ob ihrer Ansicht nach dieses Schulheim ein geeigneter Ort sei, um ihrem Sohn eine Chance zu geben, Fortschritte zu machen. Sie fragten nach der ärztlichen Betreuung, und wir erklärten, dass wir mit einem Psychiater eng zusammenarbeiteten. Die Mutter weinte fast immer. Als wir ihr erklärten, dass wir ein privates Internat wären, und dass sie dies auch ihren Verwandten in Spanien so erklären könnten, hellte sich ihr Gesicht auf. Einer Heimplatzierung hätten sie nie zustimmen können. Auf unsere Frage, was sie von uns erwarteten, sagten sie mit Nachdruck, sie möchten, dass Alfredo wieder gesund werde und eine Lehrstelle finden würde. Wir erklärten uns mit diesem Globalziel vorderhand einverstanden, ohne es weiter zu konkretisieren und forderten die Eltern auf, dafür besorgt zu sein, dass Alfredo am nächsten Aufnahmegespräch teilnehmen würde. Das zweite Aufnahmegespräch musste kurzfristig verschoben werden, weil Alfredo wieder von zu Hause fortlief, bevor die Eltern zum Gespräch abfuhren. Beim nächsten Gesprächstermin war er dabei, er sagte zwar nichts; als wir ihn zu den mit den Eltern vereinbarten Zielen befragten, zuckte er nur die Achseln. Wir schlugen ihm eine Schnupperwoche vor. Als wir ihn fragten, ob er kommen würde, nickte er. Er kam, und die Schnupperwoche verlief sehr erfolgreich. Alfredo war kooperativ und fleissig in der Schule und freute sich an unserem Angebot. Wir fragten die Eltern, wie sie sich diesen für uns unverständlichen Unterschied im Verhalten des Sohnes erklärten. Sie sagten, dass Alfredo immer dann aufblühe und kooperativ werde, wenn er sich nicht unter Druck fühle in der Schule, aber wenn zum Beispiel eine Prüfung bevorstehe, dann mache er völlig zu und verweigere die Mitarbeit. In dieser Anfangsphase hatten wir viele Telefongespräche mit den Eltern, und wir fragten sie viel über das, was sie bereits

alles gemacht hatten und was funktioniert hatte. Die Eltern fühlten sich von uns sehr akzeptiert, und in der Folge entstand eine gute Zusammenarbeit mit ihnen, sie hatten Vertrauen zu uns, und es wurden auch medizinische Massnahmen mit ihrem Einverständnis getroffen.

### **3.2. Familiengespräche und Erziehungsplanung**

Mit der Aufnahme des Schülers treten wir mit ihm und seinen Eltern in einen Entwicklungsprozess ein. Dieser zielorientierte Vorgang, muss fortwährend evaluiert werden. Der Eintritt ist mit einem Ziel verbunden, dem alle Beteiligten zustimmen können. In der Regel sind diese Anfangsziele global und müssen im Laufe des pädagogischen Prozesses im Familiengespräch konkretisiert werden.

Unsere **Familiengespräche sind keine Familientherapien**. Sie dienen dazu, die Fortschritte mit den gesteckten Zielen zu vergleichen und die nächsten Ziele neu zu definieren. Dies nennen wir Erziehungsplanung. Dass sie mit den Eltern und dem Jugendlichen zusammen geschieht, ist im lösungsorientierten Modell selbstverständlich. Wir beginnen diese Sitzungen mit der Frage, was besser geworden und nicht etwa, was noch nicht in Ordnung ist. Kurzum wir schärfen unseren Blick für die Fortschritte, auch wenn sie noch so klein sind. Diese Fragen stellen wir zuerst dem Schüler. Er muss Auskunft geben über die Bereiche Schule, Wohnen, Freizeitgestaltung und Wochenende zu Hause. Zu denselben Themen befragen wir die Mitarbeiter des Heims, die Lehrer und die Eltern. Wir müssen von den Eltern wissen, wie sie den Fortschritt beurteilen, was sie unternehmen, um den Jugendlichen zu fördern und was ihrer Meinung nach getan werden muss, um weitere Fortschritte zu erzielen. Es ist nicht unsere Aufgabe, den Eltern zu sagen, was sie zu tun haben, ausser sie wünschten unseren Rat und fragten nach unserer Meinung.

Wir entnehmen weitere Elemente aus dem Kurzzeittherapiemodell von Steve de Shazer. (3) Wir benutzen die Skala und fragen alle Beteiligten: Auf einer Skala von 1-10, wenn 10 bedeutet, dass alle Ziele, die anlässlich der letzten Sitzung festgelegt wurden, erreicht sind, wo auf dieser Skala befindest du dich? Alle sagen ihre Meinung. Wenn es Unterschiede gibt, fragen wir z.B. den Schüler: \_Dein Lehrer beurteilt deine Leistung im Rechnen im Hinblick auf die ausgehandelten Ziele mit 6 und du mit 8. Was müsste sich deiner Meinung nach an deinen Leistungen verändern, damit er dir auch eine 8 gibt?“ Nach unserer Erfahrung nimmt der Schüler diese Frage ernst, überlegt es sich und macht Aussagen, die dann unter Umständen als neue Ziele definiert werden können. Dadurch, dass die Heimleiter oder die Mitarbeiter die Gespräche führen, ist im Gegensatz zum ursprünglichen Therapiemodell die Unabhängigkeit des Gesprächsleiters nicht gegeben. Wir sind involviert und oft Teil des Problems. Unsere Aufgabe ist keine therapeutische, sondern eine pädagogische, was uns allerdings nicht hindern soll, lösungsorientiert zu fragen und zu denken, nur müssen wir uns bewusst sein, dass wir für die Eltern keineswegs unabhängige Ratgeber sind, sondern wie sie selbst: Betroffene. Es geht also nicht immer reibungslos zu, sondern wir haben ab und zu mit massiven Widerständen zu rechnen.

Wenn die Eltern mit Widerstand auf unsere Bemühungen reagieren und mit uns uneinig sind, bedeutet dies eine ernstzunehmende Störung. Es passiert uns hie und da, dass wir in unser altes Rollenverständnis zurückfallen und unaufgefordert Ratschläge erteilen,

den Eltern die Schuld zuschieben, und sie als unkooperativ ablehnen. Wir sind der Ansicht, dass immer dann, wenn die Eltern nicht kooperieren, der Fehler bei uns zu suchen ist, da es in erster Linie unsere Aufgabe ist, mit den Eltern eine hilfreiche Form der Zusammenarbeit aufzubauen. Wir glauben, dass der Widerstand dann am grössten ist, wenn wir den Eltern und Klienten vorhalten, was sie alles falsch gemacht haben, und wenn wir Veränderungen verlangen, deren Wert sie nicht einsehen. Immer dann, wenn die Eltern ärgerlich oder verstimmt werden, deutet das darauf hin, dass wir sie überfahren oder ihre Kompetenz zuwenig anerkannt haben. Der Ärger ist auch verständlich, denn es ist nicht einfach, mit pädagogischen Fachleuten die Erziehungsverantwortung für das eigene Kind zu teilen.

## **Fallbeispiel 2**

Alex wurde uns vom Schulpsychologischen Dienst unserer Stadt angemeldet, als ihn der Lehrer und die Schulpflege wegen untragbarem Verhalten in der Normalklasse nicht mehr behalten wollten. Er war gewalttätig gegenüber seinen Mitschülern im Unterricht und auch im Hort, wo er wegen der Berufstätigkeit seiner Mutter nach der Schule hingeschickt wurde. Er war in der 6. Primarklasse und der Übertritt in die Oberstufe war völlig unklar. Der Lehrer und die Schulpflege, die sich sehr bemühten, hatten grosse Schwierigkeiten mit der Mutter. Sie nannten sie stur, hart und wenig kooperativ. Sie beschuldigte Schulpsychologen und Schulbehörde für deren arrogantes Verhalten, sie fühlte sich unverstanden und nicht unterstützt, und sie stimmte der Aufnahme in die Werkschule Grundhof nur nolens volens zu.

Mit dem Jugendlichen ergaben sich rapide Veränderungen im Verhalten. Er war kooperativ und fleissig, seine angebliche Gewalttätigkeit konnte kaum festgestellt werden. Es war fast wie ein Wunder. Die Mutter konnte diese Verhaltensänderung nicht einordnen, sie wollte nicht glauben, dass in so kurzer Zeit so grosse Probleme gelöst werden können. Unseren begeisterten Mitteilungen über die Fortschritte begegnete sie mit Skepsis. Sie hätte sich in ihren bisherigen Meinungen eher bestätigt gefühlt, wenn die Schwierigkeiten mit ihrem Sohn weiter angedauert hätten. Zusätzliche Gründe für Ihre Eifersucht gab ihr Alex, weil er erklärte, er sei viel lieber im Grundhof, als zu Hause, und er würde gar nicht mehr nach Hause kommen, wenn er nicht müsste. In dieser spannungsvollen Situation fand das zweite Familiengespräch statt. 3 Mitarbeiter und Alex gingen um 1700 Uhr in die Wohnung der Mutter. Sie war wütend in erster Linie auf ihren Sohn, der sich ihr gegenüber völlig widerspenstig verhielt aber, auch auf uns, die wir mitschuldig seien, dass sie nicht mehr mit ihrem Sohn reden könne. In der Regel beginnen wir die Familiengespräche mit der Frage: "Was ist besser", um dann von allen Beteiligten die Fortschritte aufgezählt zu erhalten. In diesem Fall wäre dieser Einstieg sicher nicht opportun gewesen.

Heimleiterin: Wir danken Ihnen, dass wir zu diesem Gespräch kommen durften. Wir sind uns bewusst, dass die Situation im Moment für Euch beide schwierig ist, aber wir hoffen, dass dieses Gespräch eine Verbesserung bringen wird. Woran würden Sie merken, dass das Gespräch einen Sinn gehabt hat?

Mutter: Ich bin stocksauer auf Alex, er benimmt sich unmöglich, kommt nach Hause und spricht kein Wort mit mir und will nur fernsehen. Er ignoriert auch meinen Freund, so entsteht eine unmögliche Atmosphäre zu Hause. Und alles nur wegen ihm.

HL: Alex, woran würdest du am Schluss merken, dass das Gespräch einen Sinn gehabt hat?

Alex: Weiss nicht. (lange Pause, die er aushält, ohne zu antworten)

HL: Hat deine Mutter recht mit ihren Aussagen?

Alex: Meine Mutter hat immer recht.

Mutter: Sehen sie, entweder sagt er nichts, oder er ist frech. Dazu kommt, dass er absolut unzuverlässig ist. Am letzten Wochenende hatten wir eine Abmachung. Am Samstagnachmittag durfte er mit seiner Freundin ausgehen, und am Sonntag würde er mit meinem Freund und mir auf eine Bergwanderung kommen. Er war mit seiner Freundin im Ausgang, aber am Sonntagmorgen weigerte er sich aufzustehen, und wir mussten wegen ihm auf die Bergwanderung verzichten.

HL: Was hätten Sie anstelle der Wanderung unternehmen können?

Mutter: Ach, ich weiss es nicht, ich kann ihn doch nicht allein zu Hause lassen, er würde den ganzen Tag fernsehen und in der Küche eine Sauordnung hinterlassen.

HL: Wie verlief dann dieser Sonntag?

Mutter: Wir hockten zu Hause, er sprach kein Wort mit uns, und lag auf seinem Bett herum, ohne etwas zu unternehmen.

HL: Alex, was könntest du verändern, damit der nächste Sonntag für beide besser laufen würde

Alex: Ich weiss es nicht.

HL: Hat es Zeiten gegeben, als es besser funktionierte?

Mutter: Bevor er in den Grundhof kam, war alles besser, er gehorchte, hatte eine prima Ordnung im Zimmer, und wir machten lange Wanderungen in den Bergen und hatten interessante Gespräche zusammen.

In diesem Stil ging das Gespräch weiter, wir fanden keinen Weg, um eine Verständigung aufzubauen. Wir fühlten uns auch angegriffen, und dies erschwerte uns die Situation. Wir merkten unsere Befangenheit und den Mangel an Offenheit, den wir der Mutter entgegenbrachten.

Zwei Monate nach diesem Gespräch war Steve de Shazer bei uns in Winterthur. Wir organisierten mit ihm einen Workshop für Sozialpädagogen und Lehrer. Wir fragten die Mutter, ob sie Interesse hätte, an einem Einzelgespräch mit ihm teilzunehmen. Sie sagte zu. Steve de Shazer verstand es, ihr zu zeigen, dass die Erziehung von 14-jährigen schwierig und das Verständnis zwischen Eltern und Jugendlichen nicht leicht sei. Zum Schluss des Gesprächs sagte ihr Steve folgendes:

Steve de Shazer: Ich denke, Sie beschreiben Ihre Situation mit ihrem Sohn sehr gut. Ich habe eine skizzenhafte Idee, wie sich die Dinge abspielen, sehe klare Bilder, wie Sie gerne hätten, dass es wäre. Kürzlich waren Sie bei 8 auf der Skala. Das sagt mir, dass Ihre Wünsche sehr realistisch sind. Dass das immer so bleiben wird, dafür kann ich Ihnen keine Garantie geben. Ganz sicher werden Sie nicht immer auf 10 sein, das kann ich Ihnen garantieren. Unglücklicherweise gibt es keine sicheren Regeln, wie man Kinder behandeln soll. Jedes Kind, jedes Elternpaar ist verschieden. Es gibt auch verschiedene Zeiten im Leben. Eltern sein für einen 3-jährigen ist nicht gleich wie für einen 10-jährigen. Sie können sich nicht vorstellen, wie viele Tausende von Eltern, das ist meine Erfahrung, ständig am Suchen sind, Fehler erleben und wieder neu lernen müssen. Vielleicht funktioniert schon morgen nicht mehr, was heute geht.

Nun, wirklich beeindruckt hat mich das letzte Wochenende: Irgendwie hat ihr Sohn den Eindruck bekommen, dass sie ihn verstanden. Ich frage mich und erwarte darauf keine Antwort: Was würde geschehen, wenn Sie so tun würden, als verstanden Sie ihn?

Eine andere Idee, vermutlich verrückt, um mehr und besser reden zu können: 14-jährige sprechen manchmal mit gar niemandem! Was würde passieren, wenn Sie ihm einen Brief schreiben mit einem frankierten Antwortcouvert für die Weekend-Planung? Vielleicht wäre das einfacher für ihn, oder für Sie? Eine verrückte Idee? Bloss eine Idee.

Ich wünsche Ihnen viel Glück. Eltern brauchen Glück, Kinder brauchen Glück, Eltern aber oft mehr.

In diesem Gespräch konnte der Mutter der Eindruck vermittelt werden, dass sie im grossen und ganzen eine gute und kompetente Mutter sei. Die Schwierigkeiten mit ihrem Sohn wurden normalisiert. Die Mutter fühlte sich verstanden, sie war aufgestellt und dankbar. Die Kooperation mit uns verbesserte sich etwas. Wir fragten:

Heimleiter: Wie müssten wir unser nächstes Familiengespräch organisieren, damit es für Sie ebenso hilfreich sein würde, wie das mit Steve de Shazer?

Mutter: Es müssten weniger Leute vom Heim dabei sein, ich würde mich dann weniger unter Druck fühlen, und wenn jemand Aussenstehender das Gespräch führen könnte, wie Steve de Shazer, dann wäre das noch besser.

Einige unserer Mitarbeiter hatten Schwierigkeiten mit dem Gedanken, dass uns die Mutter das setting für die Gespräche „vorschreibt“. Das lösungsorientierte Denken lehrt uns aber, soweit wie möglich dem Klienten zu folgen. Es hat sich dann auch positiv ausgewirkt, dass wir ihre Wünsche erfüllt haben. Eine mit dem lösungsorientierten Modell vertraute Person führte die folgenden Gespräche in Anwesenheit von weniger Mitarbeitern. Die Kooperation verbesserte sich zusehends. Der Mutter gelang es, die



Situation ihres Sohnes immer besser zu verstehen, seine Leistungsfähigkeit richtig einzuschätzen und **mit** ihm, die Berufswahlvorbereitungen in die Hand zu nehmen.

### **3.3. Auswirkungen**

Seit wir mit dem neuen Modell arbeiten, zielen wir vorallem auf Kooperation mit den Eltern hin und nutzen dabei familiäre Ressourcen. Das lösungsorientierte Modell fordert uns heraus, unsere gewohnten Rollen und Konzepte neu zu überdenken. Die „Ich weiss schon, was gut für euch ist, Haltung“ des Fachmanns dürfen und müssen wir loslassen und eine lösungsorientierte Haltung einnehmen. Dies verlangt neue Fähigkeiten: Besser zuhören, weniger fachliches Besserwissen, kurz, man muss zu einem Spürhund werden, der die Ressourcen der Familie ortet, bewusst macht und entwickelt, um ihr so ein Gefühl von Kompetenz und Kontrolle über das eigene Leben zu vermitteln. Eltern fühlen sich dadurch sehr gestärkt. Sie freuen sich über ihre eigenen erzieherischen Fähigkeiten, beginnen dadurch zu lernen und ihr Verhalten schrittweise in Richtung der gewünschten Ziele zu verändern.

### **Literatur**

- (1) Baeschlin, K.; Baeschlin, M.; Wehrli, M. : Der lösungsorientierte Ansatz als Handlungsmodell für den pädagogischen Alltag eines Schulheims VHN 64 (1995)2
- (2) Kim Berg, I.: Familienzusammenhalt(en). Verlag modernes lernen Dortmund, 1992
- (2). de Shazer, St.: Muster familientherapeutischer Kurzzeit-Therapie. Junfermann Verlag 1992
- (3) Baeschlin, K., Baeschlin, M., Wehrli, M. Lösungsorientierte Lehrer-Schülergespräche in der Zeitschrift „Schule“ 2/96

Anschrift der Autorin und der Autoren:

Marianne Baeschlin, Dr. Kaspar Baeschlin, Mathias Wehrli, Werkschule Grundhof, CH  
8404 Stadel bei  
Winterthur, Tel.052/3373338